



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bosse, Robert: Aus der Jugendzeit : Erinnerungen : 9. Noch allerlei
Erinnerungen aus der Schulzeit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Herzensbedürfnissen entsprungenen Phantasien in ein historisches Gewand zu kleiden, das höchste geleistet. Wie ihm die Offenbarung seines Ursprungs gekommen ist, erzählt der Herr von Hertefeld. Eines Tages erkletterten beide einen Felsen an der Ostseeküste, auf dem sie von Fichten beschattete Ruinen cyklopischer Mauern fanden. „Hier, rief Gobineau, hat Ottars Burg gestanden!“ Woher wissen Sie das? fragte sein Begleiter. „Ich fühle es, daß ich von diesem Ort entsprossen bin.“ Am Schluß warnt Seillière seine Landsleute davor, die Phantasien eines Dilettanten, wofür sie Gobineaus Hauptwerk hielten, nicht zu leicht zu nehmen; diese Phantasien seien, wenn auch nicht die einzige Quelle, so doch eine der Quellen einer gewaltigen Strömung jenseits des Rheins, über die er mehr zu berichten verspricht.



Aus der Jugendzeit

Erinnerungen von D. Dr. Robert Bosse

9. Noch allerlei Erinnerungen aus der Schulzeit



U n meinem väterlichen Hause und in Quedlinburg wurde in meiner Jugend noch viel Plattdeutsch gesprochen. Niemals freilich in der Familie oder gar bei Tisch oder in der Gesellschaft. Da galt das Plattdeutsche für ordinär. Aber die kleinen Leute, die Arbeiter, die Diensthoten unter sich, und namentlich die vielen Landleute von auswärts, die in unser Haus kamen, sprachen, obwohl sie auch Hochdeutsch verstanden und sprechen konnten, mit Vorliebe und fast ausschließlich plattdeutsch. So habe ich denn auch als Kind ganz von selbst das Plattdeutsche verstehen und geläufig sprechen lernen. Unser Plattdeutsch war nicht die wohlklingende, feine Mundart, wie sie in Mecklenburg und Pommern gesprochen wird und später durch Fritz Reuter im ganzen deutschen Vaterlande so beliebt geworden ist. Unser Plattdeutsch klang viel härter und eckiger als das Reutersche. Es entsprach mit seinen harten Formen, wie eck, deck, meck oder gar ecke, decke, mecke statt ich, mi, di usw. mehr der im Braunschweigischen, Hildesheimischen und Kalenbergischen üblichen Sprechweise. Immerhin ist mir die Fertigkeit, mit der ich unser Plattdeutsch völlig beherrschte, sehr zustatten gekommen. Nicht nur für die Lektüre der Werke Fritz Reuters und für das Verständnis des Volkslebens in meiner engern Heimat, sondern später, als ich im Hoyaschen Amtshauptmann war, auch für den Verkehr mit den Amtseingesessnen. Die dortigen Bauern verstanden mich, und ich verstand sie vollkommen. Sie sprachen fast nie Hochdeutsch und freuten sich, wenn ihr Amtshauptmann auf gut Plattdeutsch mit ihnen verkehrte und verhandelte. Übrigens ließ auch das Quedlinburger Hochdeutsch manches zu wünschen übrig. Ja man hatte manche charakteristische plattdeutsche Worte und Wendungen in das Hochdeutsch, ohne sich dessen bewußt zu sein, herübergenommen. Dies zu entdecken und in Einzelheiten zu verfolgen, hat mir oft viel Spaß gemacht. Was von solchen Inkorrektheiten an meiner eignen Sprechweise haften geblieben war, mag später das Leben nach und nach einigermaßen abgeschliffen haben.

Ich mag wohl ein ziemlich wilder Junge gewesen sein. Eines Tags, als ich etwa sechs Jahre alt und Schüler der dritten Klasse der Volksschule war, hörte ich meinen Vater zur Mutter sagen: „Für den Jungen hält ja weder Rock noch Hose. Er müßte Hosen von Eisen haben. Ich werde ihm einstweilen ein Paar Lederhosen machen lassen.“ Zu meinem Schreck machte er mit dieser Drohung Ernst

Eines Tags nahm er mich mit zu einem in unsrer Nähe wohnenden Beutlermeister, ließ mir dort Maß nehmen und bestellte für mich eine wildlederne Hose. Wirklich kam bald nachher die schönste silbergraue Lederhose für mich an und mit ihr ein Paar neuer, sogenannter steifer Stulpstiefel. Es half kein Sträuben und Weinen. Am andern Morgen wurden mir die enge, wildlederne Hose und die Stulpstiefel angezogen, und ich mußte damit zu Herrn Kleinert in die Klasse gehn. Diese Tracht war für städtische Jungen damals unerhört. Nur die Bauernjungen auf dem Lande trugen sie. In der Schule ergoß sich denn auch von seiten der andern Jungen über mich eine Flut des verächtlichsten Hohns. Als wir nach der Schule auf die Straße kamen, um nach Hause zu gehn, wurde ich von den Jungen nicht nur ausgelacht, sondern auch „ausgeätscht.“ Einer rief mir zu: „Meßente.“ Schließlich wurde ich wütend und fing an, auf die unverschämten Bengel einzuhauen. Es gab eine richtige Prügelei, aber mehr als über die Prügel ärgerte ich mich über den unerhörten Schimpfnamen: Meßente, d. h. Mästenke. Mästenken hießen in Quedlinburg die jüngsten Ackerknechte der Ökonomen, weil sie den Dünger auf die Acker zu fahren hatten. Ich kam, braun und blau geschlagen, nach Hause und erklärte meinen Eltern heulend, aber mit aller Bestimmtheit, daß keine Macht der Erde mich mit der Lederhose wieder in die Schule bringen würde. Zu meinem eignen Erstaunen nahm mein Vater die Sache von der humoristischen Seite. Er gab nach. Ich durfte die silbergraue, wildlederne wieder ausziehen und ging schon Nachmittags wieder in meinem gewöhnlichen Anzuge zur Schule. Die Dummheit der Jungen hatte gesiegt. Ich habe die wildlederne Hose nie wieder in der Schule getragen. Nur als wir Jungen später anfangen, kleine Theaterstücke aufzuführen, wurde sie ein äußerst willkommenes Garderobestück, das uns für die Rollen von Bauernburschen und Bauern gute Dienste leistete.

Während meiner Volksschulzeit verkündeten eines Tags Anschlagzettel von bis dahin unerhörter Größe, daß die Brillhoffische Kunstreitertruppe, damals die berühmteste ihrer Zeit, nach Quedlinburg gekommen sei und in einem eigens dazu erbauten Zirkus Vorstellungen geben werde. Für unsre kleine Stadt war das ein bis dahin unerhörtes Ereignis. Ganz Quedlinburg stand vier bis sechs Wochen lang ausschließlich unter dem Zeichen des Zirkus. Meinen Vater interessierten die schönen Pferde und das geschickte Schul- und Quadrillereiten der Brillhoffischen Gesellschaft, und er besuchte mit uns die Vorstellungen ziemlich häufig, für uns ein um so überraschenderes Vergnügen, als wir bei seiner Abneigung gegen das Theater gar nicht auf eine sich öfter wiederholende Erlaubnis zum Besuch des Zirkus gerechnet hatten. Uns Jungen interessierte dort am meisten der erste Forcereiter der Truppe, Ernst Krenz. Er war damals ein junger, schöner, athletisch gebauter Mann, der vorzüglich ritt und auf gesattelten und ungesattelten Pferden die unglaublichsten Kunststücke produzierte. Daneben ritt er Pferde zu und verkaufte sie für seine Rechnung. Damit hat er den Grund zu seinem nachmaligen, nach Millionen zählenden Vermögen gelegt. Denn nach Brillhoffs Tode übernahm er die Truppe als Direktor und ist als solcher weltbekannt geworden. Er und ein andres Mitglied der Truppe, Herr Salomonski, dessen Bravourstück der Lendenritt auf ungesatteltem Pferde war, wurden von uns Jungen als wahre Helden stürmisch bewundert. Für ein halbes Jahr spielten wir nur noch Zirkus. Ich arrangierte einen Sechserzug von Spielfameraden, den ich, auf den Schultern des hintersten und stärksten stehend, lenkte. Ebenso produzierte ich auf unserm Saale oder Boden den Lendenritt des Herrn Salomonski auf der Schulter eines etwas größern Jungen mit erstaunlicher und vielbewunderter Virtuosität.

Uns gegenüber auf dem andern Bodeufer wohnte ein Fischer Hieronymus, oder wie seine Bekannten diesen Vornamen aussprachen, Fronimus. Er betrieb einen schwinghaften Fischhandel. Für uns war es ein besondres Vergnügen, dabei zusehn, wie er aus dem vor seinem Hause in der Bode liegenden Fischkasten mit einem Handnetz eine Menge prächtiger, großer Karpfen und Schleie herauszog, sie

mit einem großen Messer gewandt abschlachtete und an die wartenden Dienstmädchen, das Pfund für acht gute Groschen, verkaufte. Auch kleine Bitterfische und Schmerlen, Zählgründlinge und Barsche als Bratfische gab es bei Hieronymus zu kaufen. Die Schmerle, einer der feinsten Flußfische, die es gibt, verschwindet leider aus der Bode mehr und mehr, seitdem die wachsende Industrie das Wasser des Flusses verunreinigt. Jetzt erhält man sie nur noch im obern Bodetal, in Treseburg, Altenbrak oder Wendesfurt, und sie ist allmählich ein Luxusfisch geworden. In meiner Jugend kamen Schmerlen aber noch oft auf unsern Abendtisch.

Hieronymus hatte eine in Leder gebundene und mit Spangen geschlossene, wunderschöne und große Familienbibel. Diese Bibel enthielt auf angebundnen Blättern Schreibpapiers eine in mancher Hinsicht ganz interessante Hauschronik. Da waren — schon von den Voreltern des jetzigen Besitzers — alle wichtigen Familienereignisse, Heiraten, Geburten und Todesfälle handschriftlich eingetragen. Daneben, ja dazwischen fanden sich aber auch allerhand Notizen aus der Chronik der Stadt oder der Zeit über Vorkommnisse, die dem Besitzer der Bibel wichtig erschienen waren, wie die Abreise und der Tod der letzten Äbtissin von Quedlinburg, das Trauergeläut für sie, die höchsten und niedrigsten Getreidepreise, besonders ergiebige Fischzüge, in der Stadt vorgekommene Mißgeburten, Hinrichtungen, Feuersbrünste, Überschwemmungen, Ungewitter und Blitzschläge, große Hitze oder Kälte, die Namen der Bürgermeister und dergleichen mehr. Die Nachbarn und Freunde des Fischers Hieronymus kannten diese Chronik sehr genau. Sie genoß eines großen Ansehens, und wenn beim Erzählen von solchen Seltsamkeiten oder Ereignissen aus der Geschichte der Stadt Zweifel entstanden, galt die Familienbibel als unbedingt zuverlässige Autorität.

Zu der Zeit, als der Brillhoff'sche Zirkus in Quedlinburg Vorstellungen gab, hatte an einem Sonntagnachmittag Hieronymus Besuch von ein paar Freunden und Nachbarn gehabt. Unter ihnen waren auch mein Vater und dessen schon erwähneter Schwager Ahlemann gewesen. Dieser war ein ziemlich mürrischer, wunderlicher, verschlossener Kauz. Aber auch er war natürlich bei Brillhoff im Zirkus gewesen. Die Wunder, die er dort gesehen hatte, hatten es ihm angetan. Er war Feuer und Flamme für Brillhoff. In der Sonntagsausprache bei Hieronymus verstieg er sich so weit, daß er behauptete, Brillhoffs Anwesenheit in Quedlinburg sei ein so wichtiges Ereignis, daß es in die Familienbibel kommen müsse. Hieronymus sah aber bei allem Respekt vor Brillhoffs Künsten die Kunsttreierei bedeutend kühler an. Er erklärte ruhig, aber entschieden, Brillhoff gehöre nicht in die Bibel. Ahlemann nahm das krumm und plädierte eifrig für seinen Vorschlag. Brillhoff dürfe nicht bloß in die Bibel, meinte er, sondern er gehöre da hinein. „Nin mott hei!“ rief er aus. „Hei kimmt nich rin,“ sagte Hieronymus. Natürlich lachten die übrigen Anwesenden. Ahlemann setzte einen Trumpf auf seine Ansicht und erbot sich, acht Groschen in die Armenkasse zu zahlen, wenn Brillhoff in die Bibel käme. „Hei kimmt ook for acht Groschen nich rin,“ sagte Hieronymus ruhig. Desto eifriger wurde Ahlemann. Er bot schließlich einen Taler, zwei, drei Taler, aber Hieronymus war unerbittlich. Schließlich verstieg Ahlemann bei dieser seltsamen Lizitation sich immer höher, bis er auf zehn Taler kam. Da gab der Fischer nach. Ahlemann zahlte zehn Taler für die Armenkasse, und für diesen Preis ist Brillhoff in die Familienbibel gekommen. Mein Vater erzählte diese von ihm selbst mit-erlebte Geschichte sehr ergötlich.

Einige Jahre später hat diese Familienbibel noch einmal eine Rolle gespielt, aber eine würdigere. Der alte Hieronymus, den ich noch gut gekannt habe, war bald nach jener Szene bei einer großen Feuersbrunst im Dienste helfender und rettender Menschenliebe umgekommen. Er war mit Wasserherbeischaffen und Lösungsarbeiten wohl allzu eifrig beschäftigt gewesen, hatte sich dabei zu weit vorgewagt und war von einer einstürzenden Wand erschlagen worden. Ein späterer Bewohner des Fischerhauses konnte sich mit seiner Frau nicht recht vertragen und ging des-

halb nach Halberstadt zu dem Justizrat Krüger, der weit und breit als Anwalt unbedingtes Vertrauen genoß, und bat ihn, die Trennung der Ehe herbeizuführen. Der Justizrat Krüger, ein ernster evangelischer Christ, fertigte den aufgeregten Mann mit dem Bescheid ab, er werde nächstens nach Quedlinburg hinüberkommen, ihn dann auffuchen und vor allen Dingen mit der Frau sprechen. Ehe er diese gehört habe, könne er nichts tun. Bis dahin solle er nur mit seiner Frau auszukommen suchen. Nach einigen Wochen kam der Justizrat, traf das Ehepaar auch an und fragte die Leute, ob sie wohl eine Bibel hätten. Da wurde ihm vom Raminring die alte große Familienbibel gereicht. Er schlug sie auf und las den beiden Eheleuten daraus den richtigen Text mit dem Erfolge, daß sie sich die Hand reichten und miteinander versöhnten. Jedenfalls sind sie nicht geschieden worden. Mein Vater, der sich vor den Halberstädter Gerichten gleichfalls durch den Justizrat Krüger vertreten ließ und diesen ungemein verehrte, erzählte diesen Vorgang mit tiefer Rührung und mit dem Zusatz: „Das ist ein Anwalt nach dem Herzen Gottes.“ Er hatte vollkommen Recht. Als Referendar habe ich später bei dem Justizrat Krüger gearbeitet und in seinem Hause viel verkehrt. Ich habe dabei den gescheiten, lebenswürdigen, frommen alten Herrn nicht nur als Juristen respektieren, sondern ihn auch als Menschen und Christen lieben und verehren lernen. Aus der feinen und schönen Geselligkeit des Krügerschen Hauses habe ich viel Segen und gute Anregungen empfangen.

Als ich in der zweiten Klasse der Volksschule saß, kam eines Tages der Generalsuperintendent der Provinz Sachsen, Bischof Dräseke aus Magdeburg, in unsre Schule, um den Religionsunterricht zu revidieren. Zuhause hatte ich von meinem Vater das Lob des Bischofs in allen Tonarten schon oft aussprechen hören. Mein Vater besaß eine umfangreiche gedruckte Sammlung Dräsekscher Predigten und las diese mit Vorliebe. Als der feine, sehr ansehnliche geistliche Herr in schwarzem Frack und schwarzen Collants, d. h. langen, an beiden Seiten bis unten hin geknöpften, in schwarze Gamaschen auslaufenden Tuchhosen in Begleitung des Herrn Superintendenten in unsre Klasse trat, waren wir Kinder zu förmlicher Ehrfurcht vor der vornehmen Erscheinung hingerrissen. Ich entsinne mich kaum, daß ich im spätern Leben jemals wieder vor einem Menschen einen so unbegrenzten Respekt empfunden hätte, wie damals vor dem Bischof Dräseke. Die Revision in der Schule verlief glatt und glücklich. Mit herzgewinnender Freundlichkeit richtete der Bischof einige Fragen an uns und war von unsern frischen, unbefangnen und sichern Antworten befriedigt. Wie mein Vater erzählte, war er an demselben Tag auch in der Sitzung der Stadtverordneten erschienen, hatte dort eine beredte Ansprache über das Zusammenwirken von Kirche und Stadtgemeinde in Schulangelegenheiten gehalten und damit auf die Väter der Stadt einen tiefen Eindruck gemacht. In Quedlinburg hat Dräseke damals nicht gepredigt, wohl aber an dem folgenden Sonntage Kantate in der Kirche zu Dittfurt. Mein Vater ließ es sich nicht nehmen, zu diesem Gottesdienst nach Dittfurt zu gehn, und nahm mich mit. Ich entsinne mich der schönen Wanderung durch den feiertäglich stillen, frischen Frühlingmorgen noch deutlich. In der überfüllten schmucken Dorfkirche predigte der Bischof, anknüpfend an den Namen des Sonntags Kantate, über den Kirchengesang mit einer lebendigen Beredsamkeit, die auch auf mich unverständigen Jungen nicht ohne Eindruck blieb. Ich war stolz darauf, den berühmten Kanzelredner „über das Singen“ predigen gehört zu haben.

Der Bischof trug damals über dem Talar das ihm vom König verliehene einfache goldne Bischofskreuz an goldner Kette. Als ich im Jahre 1892 Kultusminister wurde, fand ich unter den Aßervaten der Generalkasse des Ministeriums dieses von den Erben des Bischofs Dräseke nach dessen Tode zurückgereichte Bischofskreuz. Mit Rührung mußte ich daran denken, wie ich vor mehr als fünfzig Jahren dieses schlichte Kreuz auf der Brust des Bischofs hatte glänzen sehen. Wer hätte im Frühjahr 1840 an meine spätere Wiederbegegnung mit diesem Kreuze denken

können? Das Kreuz ist später auf eine noch von mir ausgegangne Anregung von unserm Kaiser einem Würdenträger der evangelischen Landeskirche verliehen worden. Sic eunt fata hominum — et rerum.

Der Gegensatz der Konfessionen war damals in meiner Heimat völlig in den Hintergrund getreten. In Quedlinburg selbst gab es nur wenige vereinzelte Katholiken. Eine katholische Gemeinde bestand noch nicht. Für die Befriedigung ihres kirchlichen Bedürfnisses wandten sich die katholischen Einwohner der Stadt entweder nach Halberstadt oder nach dem zwei Meilen entfernten Dorfe Hedersleben, wo von alters her eine katholische Kirche und Gemeinde bestand. Mein Vater, für seine Person gut protestantisch, war in religiösen Dingen duldsam. Er war bei der Taufe eines ihm befreundeten katholischen Landwirts, auf dessen Grundstück später die katholische Kirche erbaut wurde, Pate gewesen und dazu von dem katholischen Geistlichen aus Hedersleben ohne jeden Anstand zugelassen worden. Am Fronleichnamstage pflegte er nach Hedersleben zu fahren und dort seine katholischen Bekannten zu besuchen. Dazu hat er mich wiederholt mitgenommen. Natürlich gingen wir dort auch mit zum Gottesdienste in die katholische Kirche. So habe ich als Kind den katholischen Kultus zuerst kennen gelernt. Ich bewunderte den mit Blumen reich geschmückten Altar, auch die reich gestickten Messgewänder des das Hochamt haltenden Priesters, konnte aber im übrigen dem in der Hauptsache mir wenig verständlichen Gottesdienste keinen Reiz abgewinnen. Ich stand durchaus unter dem Eindruck der damals herrschenden Stimmung. Danach kam wenig darauf an, ob man Gott auf protestantische oder katholische Art verehere. Jede der beiden Konfessionen galt für unvollkommen und nur relativ für bevorzugt. Nur mußte man — das galt als selbstverständlich — bei der Bekenntnisgemeinschaft, in der man geboren, getauft und erzogen war, verbleiben. An Konversionen aus Überzeugung glaubte man nicht. Kam wirklich ganz vereinzelt einmal ein Übertritt vor, so schob man ihm äußere, gewinnüchtige Beweggründe unter. Konversionen galten deshalb für unanständig. Nur wenn der äußere Vorteil, der damit erreicht wurde, sehr groß war, also zum Beispiel die Erlangung eines großen Majorats, eines Fürstentums oder eines sehr großen Vermögens, dann pflegte man wieder milder zu urteilen und den Mantel der Liebe nach Bedarf zu erweitern. Dann waren auch die bekannnten drei Ringe jederzeit bereit. Für eine Konversion aus wirklicher Gewissensnot hatte man kein Verständnis. Daraus erklärt es sich auch, daß von einer Propaganda weder bei der einen noch bei der andern Kirche etwas zu spüren war. Man war tolerant gegeneinander, zuweilen tolerant bis zur Schlafmüdigkeit. Die Geistlichen beider Konfessionen — das war hübsch — verkehrten höchst freundschaftlich miteinander. Man erzählte sich, daß sie sich in Notfällen auch gegenseitig bei der Vornahme von Amtshandlungen vertreten hätten. Das mag auch bei Taufen wohl einmal vorgekommen sein. Daß es der kirchlichen Ordnung nicht entsprach, wußte man recht gut. Kurz, die beiden Konfessionen lebten damals äußerlich in gutem Frieden miteinander. Freilich unter der Asche glühte doch noch manches von dem alten Gegensatz fort. So entfinne ich mich, daß ich als Kind ganz erstaunt war, ausprechen zu hören, einem Katholiken dürfe man nicht trauen, alle Katholiken seien falsch, man könne sich nicht auf sie verlassen, sie hielten alles, auch alle Falschheit im Verkehr für erlaubt, weil sie sich in der Ohrenbeichte hinterher für alle möglichen und unmöglichen Sünden Absolution verschaffen könnten. Mein Vater schüttelte zu solchen Beschuldigungen den Kopf und bekämpfte sie. Er berief sich darauf, daß er im Verkehr mit Katholiken ganz andre und nur gute Erfahrungen gemacht habe.

In Hedersleben war früher ein Nonnenkloster gewesen. Das Kloster war aufgehoben und säkularisiert worden. In meiner Jugend lebten dort aber noch ein paar steinalte Nonnen, denen vom Staate die Wohnung in dem ehemaligen, jetzt zur Domäne gehörenden Klostergebäude belassen wurde. Als ich zum erstenmal am Fronleichnamstage mit nach Hedersleben genommen wurde, sah ich dort die beiden

alten Klostereschwestern in ihrer Ordenstracht, und mit unheimlicher Scheu erfüllte es mich, daß mein Vater an sie herantrat und sich freundlich mit ihnen unterhielt. Er tadelte nachher auf dem Rückwege das gegen Katholiken und die alten, auf den Aussterbeaal gesetzten Klosterfrauen bestehende Vorurteil. Vorurteile und Aberglauben bekämpfte er unnachlässig.

In Quedlinburg existierten Mönche und Nonnen nur noch in uralten Spukgeschichten, deren eine ganze Menge im Schwange waren. Das meinem väterlichen Hause gegenüberliegende Gehöft war vormalig ein Kloster gewesen, und die alte Scheune, in der wir dort spielten, zeigte noch vermauerte Fenster mit gottischem Maßwerk. Dort sollte ein blutiger Mönch spuken gehn. Wenn ich beim Versteckenspielen allein in der Scheune saß, sah ich mich doch nicht ohne Neugier um, ob sich von dergleichen Spuk nichts zeige. Es zeigte sich aber nichts. Ich bin für das Spukhafte, für Gespenster, Ahnungen und dergleichen niemals empfänglich gewesen.

Es gab aber in meiner Jugend Leute in Quedlinburg, die ganz ernstlich an das Spukwesen glaubten. Wenn große Wäsche in unserm Hause war — die Seife dazu kochte meine Mutter selbst —, dann kamen die Waschfrauen, um die Wäsche anzufangen, schon Nachts um ein Uhr. Diese alten Weiber wohnten jenseits des Schlosses im Westendorfe. Jedesmal, wenn sie nach Mitternacht über den Schloßplatz gekommen waren, wollten sie einen feurigen Hund gesehen haben, der aus dem jederzeit offenen Schloßtor heulend auf sie zugeprungen sei. Sie seien dann schreiend vor dem feurigen Hunde davon gelaufen. Dieser Hund sollte der Hund der ersten Quedlinburger Äbtissin Mathilde gewesen sein und Quedel geheißt haben. Von ihm sollte die Stadt ihren Namen bekommen haben. Der Hund Quedel ist geschichtlich nicht zu kontrollieren. Er hat wahrscheinlich nie existiert, und der Name Quedlinburg ist auf ihn nicht zurückzuführen. Die Stadt Quedlinburg führt in ihrem Wappen ein gemauertes Stadttor mit zwei Türmen und zwischen diesen im offenen Tor einen sitzenden Hund, ein sehr hübsches Symbol treuer Wachsamkeit. Für den richtigen Quedlinburger war dieser Hund natürlich Quedel. Worauf Quedels Verpflichtung zum Spuken beruhte, habe ich nie erfahren können.

Der feurige Quedel und der blutige Mönch waren aber nicht die einzigen Spukgestalten, mit denen in meiner Jugend alte Weiber die Kinder gruselig machten. Auch das Gymnasium war in den Räumen eines vormaligen Klosters. Natürlich spukte es auch da. Auf dem Wege nach Halberstadt kam man in der Nähe des Dorfes Harleben an einer einsamen, etwas öden Feldgegend vorbei. Dort floß ein kleiner Bach, dessen Ufer mit uralten Weidenbäumen besetzt waren. Eine echte Erbkönigsgenerie. Dort sollte oft ein kleines, graues Männchen erscheinen. Manchmal, so hieß es, spielte es dem einsamen Wanderer tückische Streiche, führte ihn durch Irrlichter vom Wege ab oder tat ihm allerlei Schabernack an. Manchmal aber sollte es den dort Vorüberkommenden auch Freundliches erweisen, ihnen Gold geben und dergleichen. Durch diesen weitverbreiteten Spukaberglauben war diese Gegend vor Harleben förmlich verrufen. Von vielen Leuten wurde sie in der Dunkelheit ängstlich gemieden. Ich habe sie allein und in Gesellschaft hunderte von malen zu Fuß passiert, bei Tage, Abends und zur Nachtzeit.

Ähnliche Spukorte gab es in meiner Heimat noch mehr. Die Lust am Gruseligen und Geheimnisvollen ist überall gleich. Es ist mir immer merkwürdig gewesen, wieviel gebildete und sonst ganz verständige, kluge Menschen solche Spukgeschichten mit Vorliebe erzählten und sich erzählen ließen, sogar solche, die sich ihrer Aufklärung mit Ostentation rühmten oder den religiösen Glauben verspotteten. Ja gerade solche haben daran oft Wohlgefallen und lassen es ganz ernsthaft dahingestellt sein, ob an diesen Dingen nicht doch etwas sei. Damit hängen auch die mystischen und spiritistischen Neigungen zusammen. Wo ich solchen Neigungen und Erzählungen begegnet bin, haben sie sich jedesmal als Schwindel und Phantastikram erwiesen. Ich leugne gar nicht, daß zwischen Himmel und Erde noch manche

Dinge sein mögen, von denen wir nichts wissen; aber Spuk- und Gespenstergeschichten haben sich für den nüchternen, gesunden Menschenverstand von jeher als elendes Blech erwiesen.

Mein Vater bekämpfte alles, was in dieses Gebiet schlug, mit gesunder Nüchternheit. Er duldete nicht, daß solche Spukgeschichten in seiner Gegenwart erzählt wurden. Unsrer Diensthoten, ebenso wie die Frauen, die zur Aushilfe beim Waschen, Nähen, Scheuern, Seifekochen oder dergleichen ins Haus kamen, wußten sehr wohl, daß „der Herr“, wie sie meinen Vater nannten, in diesem Stück keinen Spaß verstand. Sie sahen sich darum vor. Heimlich freilich, wenn es der Herr nicht merkte, ließen sie der Luft an gruseligem Geschwätz oft genug die Zügel schießen.

Nur eine einzige Geschichte dieser Art hat in meiner Jugend einen gewissen Eindruck auf mich gemacht. Einmal, weil sie mit unsrer Familie zusammenhing, und sodann, weil sie von Leuten erzählt wurde, deren Glaubhaftigkeit ich nicht anzuzweifeln wagte. Sie bezog sich auf den Tod meines mütterlichen Großvaters Sachse. Er wohnte in seinen spätern Lebensjahren auf dem Landgute seines Schwiegersohns, des Bürgermeisters Sobbe in Gernrode. Dieser war eines Tags ins Feld geritten, um seine Äcker zu besichtigen. Seinen Schwiegervater hatte er daheim gesund und frisch verlassen. Er ritt um die dritte Nachmittagsstunde auf der Landwehr, einem einsamen Grenzwege zwischen Anhalt und Preußen und zugleich zwischen der Gernroder und der Quedlinburger Feldflur, im Schritt ruhig seines Wegs. Plötzlich hörte er von der Stimme seines Schwiegervaters laut seinen Namen „Sobbe“ rufen. Das sonst sehr ruhige, schwere Pferd — mein Onkel war ein wohlbeleibter Mann — spitzte die Ohren und wurde unruhig. Weit und breit war auf dem Felde kein Mensch zu sehen. Sobbe versuchte in der Meinung, daß seine Phantasie ihm einen Streich gespielt habe, sein Pferd durch Streicheln zu beruhigen. Da hörte er zum zweitenmal von derselben Stimme den lauten und deutlichen Ruf: „Sobbe!“ Das Pferd bäumte sich, und noch ehe es dem Reiter gelang, es zu beruhigen, ertönte der Ruf zum drittenmal. Jetzt wurde das Pferd wild, fiel in Galopp und ging durch, sodaß der Reiter die Herrschaft über die Zügel verlor. In rasender Eile stürmte das Pferd mit ihm auf dem Wege nach Gernrode dahin und rannte dort durch das offene Hoftor auf den Sobbischen Gutshof. Dort blieb es, in Schaum und Schweiß gebadet, keuchend und schnaubend stehn. Die Leute auf dem Hofe meldeten ihrem Herrn mit bestürzter Miene, daß vor kaum einer Viertelstunde Herr Sachse verschieden sei. Mein Großvater war plötzlich von einem Schlaganfall getroffen, hatte noch ein paar mal nach seinem Schwiegersohn Sobbe gerufen und war dann gestorben. So hatte, wie mir mein Schwager Bornemann versicherte, Onkel Sobbe den Vorgang alles Ernstes erzählt. Mein Vater hat niemals etwas davon erwähnt. Er hätte die Geschichte auch nicht geglaubt, und in seiner Gegenwart ist nie die Rede davon gewesen. Er stand ohnehin mit seinem Schwager Sobbe nicht auf intimem Fuße. Sie verkehrten höflich und freundlich, aber nicht herzlich miteinander.

(Fortsetzung folgt)

